

LISA QUENTIN
Eine gute Ehe



LISA QUENTIN

EINE GUTE EHE

Roman

GOLDMANN

Originalausgabe

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Dataminings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe April 2024

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: semper smile Werbeagentur GmbH

Umschlagmotive: Bridgeman Images/T.S. Harris

Redaktion: Lisa Wolf

LK · Herstellung: ast

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-31732-5

www.goldmann-verlag.de

Die folgende Geschichte spielt vorwiegend in den 1950er- und 1960er-Jahren. Die in einigen Szenen verwendete Sprache kann diskriminierend wirken. Ähnlichkeiten mit realen Personen sind rein zufällig.

Für meine Kinder

Erster Teil

1. Kapitel

Ungarn, 1946

Anikó war sechs Jahre alt, als sie ihr Zuhause verlor und lernte, dass sie an dem Ort, den sie für ihre Heimat hielt, nur zu Gast war. An diesem trüben Herbstmorgen hüpfte sie lustlos über die Pfützen, in denen sich graue Wolkentürme spiegelten. Bei jedem Sprung bauschte sich das Tuch, das sie über ihren schmalen Schultern trug. Es war ein kurzer Besuch in der Schule gewesen. Diesmal hatten Erzsébet und Szigfrid gefehlt, der Platz neben Anikó, auf dem eigentlich ihre beste Freundin Hanneliese saß, blieb schon seit zwei Wochen leer. Wenn Anikó sich im Klassenraum umschaute, sah sie jetzt zu viele Holzbänke für zu wenige Kinder.

Die verbleibenden Schüler hatten artig auf die Lehrerin gewartet, dabei saß Frau Friedinger normalerweise immer schon im Klassenzimmer und plauderte gerne mit den Kindern, bevor der Unterricht begann – fragte, wie es den Großeltern ginge, ob die Ernte in diesem Jahr gut ausgefallen sei und ob die Mutter wieder ihre berühmten Krapfen für das Dorffest vorbereiten würde.

Doch an diesem Morgen kam sie nicht, und es blieb ganz still im Klassenraum. Anikó starrte vor sich auf den Holz-

tisch, an dem schon so viele Kinder vor ihr gesessen und gelernt hatten, darunter auch ihr Vater als kleiner Junge, ihre Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen, und fuhr die Holzmaserung mit dem Zeigefinger nach. An einer Stelle war das Holz ganz rau, und es gelang ihr, eine kleine Faser herauszukratzen. Als die Kirchturmuhur zur halben Stunde schlug, wusste sie, dass es sinnlos war, noch länger zu warten. Die Lehrerin war weg. Wortlos stand Anikó auf und ging.

Wenn sie den Blick jetzt von den Wolkenpfützen hob, konnte sie schon den Hof sehen, der sich in die kleine Senke zwischen den Feldern schmiegte wie in eine liebevolle Umarmung. Seit fünf Generationen lebten die Szájers hier. Sie besaßen Land zum Getreideanbau, mit Obstbäumen und Viehwirtschaft. Das prächtige Langhaus mit Küche, Kammern, Wirtschaftsräumen und dem säulengestützten Laubengang war vom Großvater errichtet worden, das Baujahr und seine Initialen zierten den Giebel. Bis vorletzten Winter hatten die Großeltern zusammen mit Anikó und ihren Eltern dort gelebt, dann waren sie kurz nacheinander gestorben.

Ein Segen, würde ihr Vater später sagen.

Es waren nur noch wenige Meter bis zu ihrem Hof, da hörte Anikó den Hund. Sein verzweifertes Bellen, ein Heulen, das durch Mark und Bein ging. Immer, wenn wieder ein Zug das Dorf verließ, rannte der Hund kläffend neben den Waggonen her. Er bellte und japste bis zur Erschöpfung. Irgendwann kam er mit gesenktem Kopf und langer Zunge zurückgetrottet, um zu schauen, wer noch da war.

Anikó hielt sich die Ohren zu und summte eine kleine

Melodie, wollte den Hund nicht hören und nicht wissen, wer diesmal gegangen war.

Es war so gemein. Der Krieg war endlich vorbei, und nun könnte alles wieder gut werden, alles so, wie es früher gewesen war. Sie wollte mit Hanneliese über die Stoppelfelder laufen und Papierdrachen steigen lassen, mit ihren Cousins im Heulager toben, und beim Bethlehemspiel in diesem Jahr hätte sie ganz gewiss die Maria sein dürfen. Doch als im Spätsommer die Uniformierten in den Ort gekommen waren und ein Plakat an die alte Eiche auf dem Dorfplatz geschlagen hatten, war ihr klar geworden, dass nichts je wieder so sein würde wie früher.

»Sonderbefehl«, hatte auf dem Plakat gestanden. Alle, die deutschen Ursprungs seien und bei der Volkszählung vor fünf Jahren angegeben hätten, Deutsch sei ihre Nationalität oder Muttersprache, müssten das Land binnen acht Wochen verlassen. In wessen Adern deutsches Blut floss, trug Mitschuld am bestialischen Krieg der Nationalsozialisten, sei in Ungarn nicht mehr geduldet und müsse zurück nach Deutschland gehen. Fünfzig Kilo Reisegepäck pro Person waren erlaubt, alles andere musste zurückgelassen werden und fiel in den Besitz der ungarischen Regierung. Nichtausführung des Befehls würde mit schärfsten Strafen verfolgt werden, einschließlich Waffengebrauch.

Und weil erst keiner reagierte – wer folgt schon widerstandslos einem flatternden Stück Papier und lässt dafür Haus, Heimat, Grund und Boden zurück? –, hatten die Soldaten einige Wochen später an die Türen derjenigen gehämmert, die unverzüglich gehen sollten. Die Nachbarn, die die deutsche Zeitung abonniert hatten. Der Schuster,

der sich freiwillig als Soldat bei der SS gemeldet hatte. Der Bauer, der das größte Stück Land besaß. Seitdem lebten alle in Angst, dass es bald auch an ihrer Tür klopfen würde. Jedes Geräusch wurde zur Gefahr, jede Bewegung auf der Straße eine dunkle Vorahnung.

Nach und nach zogen ihre Freunde und Verwandten in stummen, geduckten Karawanen zum Bahnhof. Im Gepäck befanden sich die wenigen Habseligkeiten, die sie mitnehmen durften. Ihre Handwagen und Karren ließen sie einfach vor dem Bahnhof stehen. Zurück blieb ein Geisterdorf. Die Fenster des Nachbarhofs schlugen im Wind, die Kühe schrien, weil niemand sie molk.

Am Abend zuvor war der Vater in die Ställe gegangen.

Anikó hatte Schüsse gehört.

Dann Stille.

Anikó betrat das Langhaus durch die Hoftür, die immer offen stand. Sie fand ihre Mutter in der Küche, Ibolya hob den Blick vom großen Topf, in dem sie gerade rührte, musterte ihre Tochter nur für einen Wimpernschlag und wusste Bescheid. »Komm her, mein Kind.« Sie legte den Löffel beiseite und zog Anikó zu sich heran, die drückte ihr Gesicht an den warmen, weichen Bauch der Mutter und schluchzte in ihre Schürze.

»Wo ist Papa?«, fragte Anikó schließlich, nachdem sie sich beruhigt hatte.

»Die Saat ausbringen. Keiner da, der ihm helfen könnte. Er wird noch eine Weile brauchen.« Ibolya widmete sich wieder dem Sud, der im Topf brodelte, gab getrocknete Kräuter und geschnittenes Gemüse dazu.

Anikó setzte sich auf den kleinen, dreibeinigen Schemel neben den Ofen, kippelte von einer Seite zur anderen und überlegte, was sie mit diesem Tag noch anfangen könnte. Vielleicht die trächtige Katze suchen und nachschauen, wie es ihr ging? Ihr Bauch wölbte sich jetzt schon so stark, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis die kleinen Kitten zur Welt kamen. Wenn sich die Katze von Anikó streicheln ließ, fühlte sie manchmal kleine Bewegungen in ihrem Bauch, an ein Säckchen Murmeln erinnerte sie das. Anikó überlegte gerade, ob es ihr wohl gelänge, zu ertasten, wie viele Kätzchen es werden würden, da hämmerte es dreimal kräftig an die Tür.

Sofort sah Anikó zur Mutter, die wie erstarrt am Herd stand.

»Aufmachen«, rief ein Mann.

Und Ibolya ließ den Löffel fallen.

2. Kapitel

Deutschland, 1960

Noch am Tag vor ihrer Hochzeit besucht Margarete, wie Anikó jetzt heißt, eine Vorlesung. Sie sitzt im Audimax auf einem der harten Holzstühle und macht sich auf der kleinen Schreibfläche Notizen zur Geschichte der Neueren Deutschen Literatur. Bis zum letzten Wort des Professors schreibt sie mit, fängt jede Silbe auf, nichts darf vergeudet werden. Sie braucht das Wissen für die Abschlussprüfung, wenn sie erst zurück ist, fehlen nur noch wenige Scheine.

Der Gong ertönt, aber Margarete lässt sich nicht vom Aufstehen, Reden, Lachen, Räumen der anderen stören und vertieft sich in die letzten Zeilen.

»Nun komm schon«, ruft Gitte, die es in der tosenden Menge Hunderter Studenten schon bis zur Treppe geschafft hat. »Oder willst du hier festwachsen?«

Margarete seufzt und dreht die Kappe auf den Füller. Dann verstaut sie ihre Unterlagen ordentlich in ihrer Umhängetasche. Sie ist die Letzte, die die große Treppe herunterkommt, aufrecht und nachdenklich, den Kopf noch voller Gedanken an das gerade Gehörte. Wie sie das alles vermissen wird. Und unglaublich, dass sie ab morgen ein völlig anderes Leben führt.

Draußen nimmt Margarete Umarmungen und gute Wünsche entgegen. Es ist ein ungemütlicher Tag im Februar, grau und stürmisch. Die jungen Frauen stehen dicht beisammen, Margarete muss ihren Hut festhalten, der Wind rüttelt an ihren Worten. »Bis bald, ihr Lieben«, ruft sie ihren Kommilitoninnen entgegen.

»Du wirst uns fehlen«, sagt Christa. »Wer erklärt uns denn jetzt Philosophie?«

»Und ich muss bei den Vorlesungen wieder selbst mit-schreiben. Du weißt, wie unleserlich meine Handschrift ist, wie kannst du mir das nur antun?« Gitte verzieht theatralisch das Gesicht.

»Wir sind doch alle nur neidisch.« Edith umarmt sie. »Einen wie Lenz hätte jede von uns genommen.«

Die anderen haben Lenz ein paarmal getroffen, als er Margarete von der Hochschule abholte. Oft hatte er Blumen dabei, und immer war er freundlich und sah umwerfend aus. Sie wissen, dass er als Arzt im Krankenhaus arbeitet und schon jetzt gut verdient. Dass er zehn Jahre älter ist als Margarete, stört niemanden, im Gegenteil, Margarete hat ausgesorgt.

»Und ihr seid so ein schönes Paar«, ergänzt Christa. »Wie aus der Reklame.«

Margarete lächelt verlegen, doch der Stolz pocht in ihrer Brust. Ja, sie sind ein schönes Paar. Beide hochgewachsen, schlank und feingliedrig. Sie dunkel, er hell und strahlend.

Für Edith und Christa wird es Zeit zu gehen, noch eine letzte Umarmung, dann sind sie weg. Nur Gitte will sich noch nicht trennen.

»Es ist ja nicht für lang«, tröstet Margarete sie und fügt flüsternd hinzu: »Sobald das Kind ein bisschen älter ist, bin ich wieder hier.«

Gitte ist die Einzige, die den brombeergrößen Grund für die frühe Hochzeit kennt.

»Ich habe noch keine zurückkommen sehen«, erwidert sie missmutig.

»Natürlich komme ich zurück. Wir haben doch einen Plan.«

»Die Pädagogik revolutionieren.« So niedergeschlagen, wie Gitte es jetzt sagt, klingt es lächerlich. Aber genau das ist es, was Margarete antreibt. Den Nachkriegsmief aus den Schulen kehren, den Alten zeigen, dass es auch anders geht. Mit Zuwendung, Liebe und Vertrauen statt Schlägen und Strafen.

Seit Margarete dreizehn war, hatte sie Nachhilfeschüler, die sie über Jahre begleitete. Und die besten Resultate erzielte sie durch Geduld und Kreativität. Jedes Kind lernt anders. Es ist doch irrwitzig, anzunehmen, dass eine Methode für alle funktioniert.

»Du hältst die Stellung für mich«, sagt sie zu Gitte. »In zwei, spätestens drei Semestern bin ich zurück. Und wer weiß, vielleicht kann ich mehr Kurse belegen, und dann werden wir kurz nacheinander Junglehrerinnen und sehen uns im Seminar.«

Möglich ist es, Margarete weiß, wie schnell sie lernen kann. Und sie hat ja auch ihre Eltern. Ihre Mutter wird auf das Kind aufpassen, wenn Margarete Vorlesungen und Seminare besucht. Und wenn es alt genug ist, kann es in den Kindergarten gehen, während sie unterrichtet. Immer vor-

mittags, das passt. Natürlich hat sie es als Frau eines Arztes nicht nötig, zu arbeiten. Aber Lenz ist kein Mann, der verlangt, dass seine Frau zu Hause bleibt. Wenn Margarete ihm von ihren pädagogischen Entdeckungen erzählt, hört er interessiert zu. Er stellt ihr Fragen, manchmal hat er sogar selbst Ideen.

Dass sie Lehrerin wird, steht fest. Sie studiert doch nicht nur um des Studierens willen. Sie wird eine gute Lehrerin werden, eine, die ihre Schüler ernst nimmt, immer ein offenes Ohr für ihre Sorgen und Nöte hat. Eine mit pädagogischem Geschick und hervorragender Fachkenntnis. Ab morgen ist sie Frau Dr. Kron, wie das klingt, Frau Dr. Kron! Im Kollegium wird man sie respektieren, auch ältere Lehrerinnen werden sie um Rat fragen. Margarete sieht es genau vor sich: Wie sie morgens das Haus verlässt mit ihrem kleinen Sohn an der Hand – insgeheim hofft sie auf einen Jungen –, sie trägt ein hübsches Kostüm, er weiße Kniestrümpfe. An der Pforte des Kindergartens verabschiedet sie ihn mit einem Küsschen, lächelnd grüßt sie die anderen Mütter, die nur Hausfrauen sind, ihr neidvolles Tuscheln ignoriert sie. Dass eine Frau beides haben kann, eine Familie und einen Beruf, der ihr Erfüllung bringt, davon ist sie überzeugt.

»Komm mich bald besuchen, Gitti«.

»Mal schauen.«

»Ich kann dir auch bei deiner Seminararbeit helfen. Bestimmt habe ich Zeit dafür.«

»Vielleicht.«

»Gitti, nun gib dir einen Ruck, ich bin doch nicht aus der Welt.«

»Aus meiner schon«, sagt Gitte, umarmt sie noch einmal fest und tritt dann einen Schritt zurück. »Jetzt geh, Reisende soll man nicht aufhalten.«

Margarete schickt ihr noch einen Luftkuss, bevor sie sich auf den Weg macht. Sie muss sich sputen, wenn sie die Straßenbahn erwischen will. Nach einigen Schritten dreht sie sich noch einmal um, aber Gitte ist schon verschwunden, untergetaucht zwischen den vielen Menschen vor dem Audimax. Dass sie so pessimistisch sein muss, dafür gibt es wirklich keinen Grund. Aber so ist Gitte eben, sie hält nicht viel von der Ehe, von Männern allgemein und Konventionen überhaupt.

Aber Margarete wird ihr beweisen, dass sie falschliegt. Bei Lenz und ihr ist es anders. Sie wird zurückkehren, und all ihre Träume werden sich erfüllen. Zwar stimmt die Reihenfolge nicht, sie hatte erst studieren und als Lehrerin arbeiten, dann heiraten, ein schönes Haus beziehen und anschließend ein Kind bekommen wollen. Aber so ist es eben nun, eine kleine Pirouette des Schicksals auf einem sonst festgelegten, gradlinigen Weg.

3. Kapitel

Als Margarete noch Anikó war, träumte sie von einer Hochzeit in der kleinen Feldsteinkirche, vor dem hölzernen Altar und dem Triptychon, das Maria und die Heiligen zeigt. Unter deren sanftmütigen Blicken wurden seit jeher alle Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen der Szájers gefeiert. Es sollte eine Hochzeit in Tracht sein, mit Gottes Segen und einem rauschenden Fest. Tagelang würden die Vorbereitungen andauern, das ganze Dorf war eingeladen, sie würden all die alten Bräuche zelebrieren, um Mitternacht gäbe es Wirscht und Sulz, die Kapelle würde »Schön ist die Jugend« spielen, und es würde getanzt bis zum Morgengrauen.

Doch nun reicht es nicht einmal mehr für eine Verlobung, schnellstmöglich muss die Trauung vollzogen werden, bevor sich Margaretes Bauch verräterisch wölbt. Sie versucht, es mit Fassung zu nehmen, sagt sich, dass Verlobungen aus der Mode kommen. Eine Mitgift hätte sie ohnehin nicht zu erwarten, bei ihren Eltern reicht das Geld kaum fürs Nötigste. Und sie darf nicht vermessen sein. Lenz heiratet sie, das ist erst mal alles, worauf es ankommt. Selbst dass er Protestant ist, gerät zur Nebensache.

Es ist ein gewöhnlicher Dienstag im Februar, der Himmel trägt ein wässriges Grau, hinter dem sich die Vormittagssonne nur erahnen lässt. Passanten in dicken Mänteln

eilen vorbei, nur schnell ins Warme, die feuchte Kälte zieht in die Knochen.

Es ist vereinbart, dass sich die kleine Hochzeitsgesellschaft direkt vor dem neu gebauten Behördenhaus trifft, in dem auch das Standesamt untergebracht ist. Sechs Etagen Beton, zwei Nuancen dunkler als der Himmel, reihenweise Fenster. Davor ein gut besuchter Parkplatz, ausgebreitet wie ein bunter Flickenteppich.

Wo bleibt er nur? Margarete sieht sich um, ihr Herz ist ein Klumpen aus Furcht. Er wird sie doch nicht im letzten Moment sitzen lassen? Auch ihre Eltern sind stumm und zittrig vor Aufregung, nur ihre Tracht hält sie zusammen. Sie tragen ihre schönsten Sachen, der Vater den dunklen Doppelreihler, an dessen Saum er ohne Unterlass nestelt. Die Mutter den Rock aus festem dunkelblauem Stoff mit weißem Muster, der weit und ausladend schwingt. Das dicke schwarze Kopftuch. Über der Bluse ein weiteres Tuch, über dem Rock eine Schürze. Diese vielen Schichten dunkler Stoff, acht Meter sind nötig für die Röcke, und immer diese Tücher, niemand trägt hier noch Tücher.

Margarete ist der Aufzug ihrer Eltern peinlich. Sie hätte mit ihnen besprechen sollen, was sie anziehen. Doch als sie von zu Hause aufbrachen, war es zu spät, ihre Garderobe noch zu ändern.

Sie selbst hat sich für ein schlichtes beigefarbenes Kostüm mit Hahnentrittmuster entschieden, das ihrer Figur schmeichelt. Sie hat es zwar extra für die Hochzeit gekauft, wird es später aber auch zum Unterrichten anziehen können. Darüber einen dünnen Mantel, in dem sie jetzt entsetzlich friert.

Als Lenz' Wagen endlich auf den Parkplatz einschert und er aussteigt in seinem feinen dunklen Anzug und einem Strahlen im Gesicht, das nur ihr gehört, schließt sie für einen Moment erleichtert die Augen.

Begleitet wird Lenz von seinem Bruder Boje, der Margarete und ihre Eltern mit einem knappen »Moin« begrüßt. Margarete ist erstaunt über den kräftigen, wortkargen Mann, der sich sichtlich unwohl fühlt in seinem Anzug. Sie hat sich Lenz' Bruder ganz anders vorgestellt.

»Entschuldige, mein Liebling, es gab eine Baustelle«, erklärt sich Lenz und küsst sie flüchtig auf die Wange.

»Ich dachte schon, du kommst nicht.« Es soll lustig klingen, doch ihr Lächeln verrutscht.

»Was hast du nur für eine schlechte Meinung von deinem Ehemann!« Mit gespielter Entsetzen schüttelt er den Kopf und küsst sie erneut. Dann wendet er sich an ihre Eltern und begrüßt sie freundlich. »Was für eine schöne Stickerei«, lobt er das Tuch ihrer Mutter. »Selbst gemacht?«

Ibolya nickt und lächelt stolz, Margarete atmet aus.

Mit dem Aufzug fahren sie in den zweiten Stock. In der Kabine ist es eng, Lenz und Boje scherzen ausgelassen, Margarete und ihre Eltern bleiben stumm. Erneut mustert sie Boje. Er ist groß und grob, die Brüder sind sich überhaupt nicht ähnlich, außerdem hat sie ihn sich nicht so jung vorgestellt. Wie alt mag er sein? Achtzehn oder neunzehn? Und bewirtschaftet schon allein einen ganzen Hof?

Sie gehen den Flur entlang, der Teppich unter ihren Füßen dämpft die Geräusche ihrer Absätze, bald haben sie das Zimmer erreicht. Lenz klopft an, und dann geht alles

ganz schnell: Sie nehmen auf den beiden Stühlen gegenüber dem Standesbeamten Platz, Boje steht hinter Lenz, ihre Eltern hinter Margarete, und die nächsten Minuten, in denen der Standesbeamte über die Ehe, ihre Pflichten und Rechte referiert, verlieren sich im Raum. Margarete fühlt sich schwindelig.

Dann fragt er: »Frau Anikó Milliza Seier, möchten Sie den hier anwesenden Lenz Kron, geboren am 14. April 1930 in Marne, zu Ihrem Ehemann nehmen?«, und Lenz drückt sachte ihre Hand.

Erst am Tag zuvor hat sie ihm ihren ungarischen Namen gebeitet. Und davon erzählt, wie sie zu Margarete wurde. Lange hat sie gezögert, weil sie seine Reaktion fürchtete. Würde er sich betrogen und getäuscht fühlen, weil sie keine echte Margarete ist?

»Und wenn du Rumpelstilzchen heißen würdest, es wäre mir gleich«, meinte Lenz dann aber und strich ihr eine Haarsträhne aus dem Gesicht.

Margarete sagt ja, doch weil sie mit ihren zwanzig Jahren noch nicht großjährig ist, muss der Vater auf der Urkunde unterschreiben. Er versteht den Standesbeamten nicht, und sie muss übersetzen. Dann sagt auch Lenz Ja zu Margarete, Boje reicht die Ringe, und Lenz steckt ihr den schmalen goldenen Ehering an den Finger, den schon seine Mutter trug. Als Margarete sieht, dass er einen Brillanten hat einarbeiten lassen, bleibt ihr die Luft weg. Für einen Moment bleibt die Zeit stehen, und Margaretes Gedanken rasen hinterher, sie kommt an diesem Augenblick an und kann endlich einen klaren Gedanken fassen. Der Stein muss mindestens zwei Monatsgehälter gekostet ha-

ben. Und ist ein funkelndes Versprechen an das Leben, das sie ab jetzt gemeinsam führen werden.

Lenz selbst wird keinen Ring tragen, das haben sie vorher besprochen. Den passenden Ring seines Vaters gibt es nicht mehr, verschollen, zusammen mit dem Vater im Krieg geblieben. Und ein neuer Ring würde sich nicht lohnen, im Krankenhaus müsste er ihn ja doch nur ständig abnehmen. Dafür ist Margaretes Ehering umso schöner. Sie ist jetzt eine Frau, der kostbarer Schmuck geschenkt wird.

Danach gehen sie im Ratskeller essen, ein Restaurant, das Lenz ausgesucht hat und in dem er offensichtlich bekannt ist.

»Guten Tag, Herr Dr. Kron«, begrüßt sie ein Kellner in makelloser Livree am Eingang. Dann nickt er lächelnd in Margaretes Richtung. »Und *Frau* Dr. Kron. Herzlichen Glückwunsch zur Vermählung. Bitte folgen Sie mir.« Er führt sie zu ihrem Tisch, der mit roten Rosen und silbernen Kerzenleuchtern geschmückt ist. Frau Dr. Kron, es ist passiert! Das ist jetzt tatsächlich sie.

Kaum dass sie Platz genommen haben, werden fünf Sektflöten mit prickelndem Champagner gebracht, und Lenz erhebt das Glas: »Auf meine wunderschöne Ehefrau!«, sagt er mit so lauter Stimme, dass sich die Gäste an den anderen Tischen nach ihnen umsehen. Dann beugt er sich zu ihr und küsst sie leidenschaftlich, Applaus ertönt, es ist Margarete ein wenig unangenehm, verstohlen blickt sie zu ihren Eltern. Ein solches Spektakel gehört sich nicht.

Doch Ibolya und Georg vertiefen sich in die Getränke-

karte, flüsternd übersetzt der Vater für die Mutter, am Ende bestellen sie dann aber doch nur ein Bier und eine Weinschorle.

Zum Essen gibt es Rinderbraten, Kartoffeln und Rotkraut, als Nachspeise Obsttorteletts mit Schlagrahm. Margarete isst in winzigen Bissen. Der Anblick des zerfaserten Fleisches auf ihrem Teller verursacht ihr ein flaes Gefühl im Magen.

Vielleicht ist es die Schwangerschaft, das Mieder, das ihren Bauch schön flach halten soll, oder doch Bojes anzügliche Schoten über den Bräutigam, die Margarete auf den Magen schlagen? Lenz' Bruder ist schon beim dritten Bier und poltert eine Anekdote nach der nächsten über den Tisch:

Lenz, der schon als kleiner Junger lieber mit Mädchen spielte.

Lenz, der jugendliche Charmeur, der den Mädchen in Marne den Kopf verdrehte.

Lenz, der Schwerenöter, der mit der Nachbarsmagd regelmäßig im Heuschober verschwand.

Die Geschichten drängen aus ihm heraus, als wäre Boje erleichtert, all die Fehlritte seines Bruders endlich zum Besten geben zu können. Nun, da er in festen Händen ist.

Lenz sagt nichts dazu, lächelt nur, doch unter dem Tisch sucht seine Hand wieder die ihre. Sie konzentriert sich auf die kleinen Kreise, die Lenz' Daumen auf ihren Handrücken malt, will diese ganzen Geschichten nicht hören und hofft, dass ihre Eltern Bojes Plattdeutsch nicht verstehen.

Um sich abzulenken, sucht sie nach dem Wort, das Boje beschreibt. Impertinent! Ein klasse Wort, sie hält sich da-

ran fest. Lateinisch impertinens, nicht dazugehörig. Das passt doch ganz wunderbar.

Lenz wählt eine andere Taktik, will den redseligen Bruder offensichtlich auf andere Themen lenken.

Wie viele Schweine?, fragt Lenz. Welches Futter? Wie war die Ernte im letzten Jahr?

Margarete wusste nicht, dass er so interessiert an landwirtschaftlichen Dingen ist. Vom Hof in Marne in Dithmarschen hat er ihr erzählt. Vom platten Land, das ins Meer übergeht und am fernen, fernen Horizont mit dem blassblauen Himmel verschmilzt. Vom Blöken der Schafe, das überall zu hören ist. Von Alma, seiner Lieblingskuh, auf der er als Kind geritten ist. Von seiner Mutter, die im letzten Jahr beim Melken vom Schemel fiel und nicht mehr aufstand. Und natürlich auch von Boje, seinem jüngsten Bruder, der auf dem Hof geblieben ist und ihn mithilfe der Nachbarn nun allein führt.

Neu ist für Margarete die Begeisterung ihres frisch angetrauten Ehemanns, die nun im Gespräch mit Boje aufflammt. Die Hingabe, die Versiertheit, die sie sonst nur bei ihm hört, wenn er von medizinischen Themen spricht.

»Wenn du mol bi uns blieben wär's«, sagt Boje.

Lenz winkt ab. »Nee, lass man. Ich habe genug Koo-schiet an mien Hands hat. Dat langt für ein Leben.«

Doch da ist ein leises Zögern in seiner Antwort, und für einen kurzen Moment sieht Margarete sich schon im Klassenraum einer kleinen Dorfschule. Auf einer weiten statt grünen Weide. Mit ihrem Kind zwischen Strohballen tobend. Mit einem Tuch in den Haaren im Kuhstall. Dann wäre es so, wie sie es sich früher immer erträumt hat.

Später hebt Lenz Margarete über die Schwelle seiner Wohnung, die ab jetzt ihre gemeinsame Wohnung ist. Den Koffer mit ihren Sachen stößt er mit dem Fuß voran, lässt ihn dann achtlos liegen und steigt darüber. Er trägt seine Ehefrau durch den dunklen Flur, statt Lampen hängen starre Kabel von den Decken.

Lenz hat die Wohnung vor zwei Wochen angemietet, noch sind die beiden Zimmer spärlich möbliert, bis auf ein Bett und einen Tisch mit zwei Stühlen gibt es nichts in diesen kahlen Räumen. Die Wohnung liegt mitten in der Stadt an einer geschäftigen Straße, die Wände wackeln, wenn unten eine Straßenbahn vorbeifährt.

Lenz lässt Margarete sachte aufs Bett fallen. Dann fällt er wie verhungert über sie her. Hastig öffnet er die Knöpfe ihres Jacketts und schiebt seine Hand unter ihren Rock. Alle Berührungen kommen gleichzeitig, alles an ihm ist fordernd und laut, ein schrilles Orchester.

Erst wenn er zum Höhepunkt gekommen ist, wird er für ein paar Minuten ruhig. Das, was ihn so rastlos macht, fällt von ihm ab, und für wenige Minuten ist er wirklich bei ihr. Nie ist sie ihm näher als in diesen Momenten.

Nun liegt sie auf seiner Brust und hört das kräftige Pumpen seines Herzens. »Wie schade, dass deine Eltern die Hochzeit nicht mehr erleben konnten«, sagt sie. »Ich hätte sie gerne kennengelernt.«

»Meine Mutter vielleicht. Bei meinem Vater hast du nichts verpasst.«

»Nein?«

»Er war ein Hundertfünfzigprozentiger. Hat meine Brüder und mich zu Disziplin und Härte erziehen wollen. Rich-

tig verdroschen hat er uns. Als er sich mit Kriegsausbruch freiwillig gemeldet hat, war ich froh, dass er weg war. Nur drei Monate später der Heldentod.«

»Das tut mir leid.« Sie richtet sich auf, um seine Miene zu lesen. Doch er starrt nur ausdruckslos an die Decke.

»Dass meine beiden älteren Brüder nicht aus dem Krieg zurückgekommen sind, war schlimmer.« Lenz erzählt vom Geräusch der Bomber, die donnernd über den Hof flogen. Vom Aufblitzen der Detonationen in der Ferne. Er erzählt von den Schreien der Tiere. Und den Schreien der Mutter, als ein Mann auf den Hof kam, kaum war der älteste Sohn gefallen. Irgendein Kerl, der gehört hatte, dass dort auf dem großen Hof eine Frau allein mit ihrem kleinen Sohn lebte.

Den Schreien des winzigen Boje, der neun Monate später geboren wurde.

Wie danach auf dem Schrank in der Diele die Schrotflinte lag. Immer geladen. Immer schussbereit. Wegen der Krähen auf den Feldern. Und den fremden Männern in den Betten.

Irgendwann hatten sie nichts mehr zu essen, keine Tiere mehr, keine Vorräte. Mit bloßen Händen grub die Mutter den kleinen Acker hinter dem Haus um, weil keine Geräte geblieben waren, hielt nächtelang Wache, damit niemand die Kartoffeln stahl.

Lenz war zwölf Jahre alt, und seine Aufgabe bestand darin, den kleinen Bruder warm zu halten. Er fürchtete sich vor dem leeren, kalten Haus. Wenn nun wieder einer kam? Der Junge lauschte den Geräuschen der Nacht, schlief nicht, wachte.